

Nicole Pfeiffer (Hrsg.)
Hundherum Heldenhaft

Nicole Pfeiffer (Hrsg.)

Hundherum Heldenhaft

Eine Anthologie



Inhalt

Vorwort • 7

Hanna Bertini

Cheeko • 9

Ulrich Conrad

Ein barpfotiger Lehrmeister • 15

Andrea Bannert

Die Brücke • 22

Sonja Stengel

Familie Kuchen Zahn feiert Geburtstag • 28

Nicole Pfeiffer

You are my Sunshine • 34

Cleo Belien

Oolong • 39

Katrin Laskowski

Herkules • 47

Astrid Neunaber

Interview mit einem Mastino • 53

Laszlo Hartmann

Kamera läuft. Und bitte! • 56

Ulrich Conrad

Das Rudel muss zusammenbleiben • 62

Felix Kraus

Das Salz auf den Hundezungen • 69

Slavica Klimkowsky

Freunde für immer • 72

Deborah B. Stone

Der Platz auf dem Schoß • 75

Robin Bergauf

Alte Liebe • 79

Andrea Maluga
Der heimliche Verehrer • 84

June Is
Freunde fürs Leben • 90

Frank Lindner
Die Schwanenjägerin vom Briesetal • 94

Mila J. Dragar
Margaretes Sonnenschein • 98

Nicole Pfeiffer
Das hat sie ja noch nie gemacht • 103

Debsi Peps
Der Kleene • 108

Sabine Kiel
Der sechzehn Kilo Chihuahua • 115

Laszlo Hartmann
Harpune, Zack! • 122

Mila J. Dragar
Der Hochzeitshaufen • 129

Ulrich Conrad
Alfu im Sandstein • 136

Thomas Pfeiffer
Die Retterin des Glücks • 143

Charlotte Kunstmann
Arkash, der Lesehund • 150

Nachwort • 157
Die Autorinnen und Autoren • 159

Impressum • 168

Vorwort

Alles, was uns passiert, passiert uns gemeinsam!

Ich bin mit Hunden aufgewachsen und noch heute begleiten sie mein Leben. Schon immer spürte ich zu ihnen eine ganz besondere Verbindung. Etwas Magisches. Etwas, das ganz bestimmt auch Sie als Tierfreund empfinden können. Denn unsere geliebten Vierbeiner lassen uns alles Schwere vergessen, sind treu an unserer Seite und schenken uns bedingungslos ihre Liebe.

Doch nicht jeder Hundehalter wird bis zum Ende an der Seite seines Vierbeiners stehen. Darum braucht es Menschen, die es sich unermüdlich zur Aufgabe gemacht haben, eben jenen ein Heim zu bieten. Eine von ihnen ist Stevie Badura. In ihrem Hundeseniorenospiz finden alte, gebrechliche und oft leider auch sehr kranke Hunde ein »Für-Immer-Zuhause«.

Schon lange verfolge ich ihre Arbeit mit der »Rentnerbande« und bin beeindruckt von ihrer schier unerschöpflichen Kraft und Herzenswärme.

Auch mein Mann und ich mussten erfahren, wie aufreibend es ist, ein Tier in schwerer Krankheit in seinen letzten Lebensmonaten zu begleiten. Mit ihren sieben Jahren war unsere Maggie noch nicht alt, dafür sehr krank. Das Schicksal traf uns nicht unerwartet, aber mit voller Härte. Keiner, der es nicht selbst erlebt und gefühlt hat, wird wirklich verstehen können, was das heißt – schlaflose Nächte, quälende Ungewissheit, unzählige Fragen: Was kann ich (noch) tun, tue ich genug, ist sie nur stark für uns, weil sie spürt, wie sehr wir leiden, können wir ihr trotz aller Einschränkungen ein möglichst schmerzfreies Leben schenken, für wie lange noch und wann ist es genug?

Und zum ersten Mal konnte ich verstehen, dass nicht jeder Hundehalter dieser Aufgabe gewachsen ist. Vor allem verstand ich

zum ersten Mal auch wirklich, was Stevie tagtäglich leistet. Man stumpft nicht ab mit der Zeit. Und man muss sich nicht nur mit zahlreichen Erkrankungen und Behinderungen und schier unüberwindbaren finanziellen Kosten auseinandersetzen, sondern auch mit dem Tod. Wer alte Hunde pflegt, weiß, dass dieser Weg unausweichlich ist.

Diese Anthologie ist eine Hommage an all unsere tierischen Gefährten. Aber vor allem auch an ihre menschlichen Begleiter, die gemeinsam Seite an Seite diesen Weg unbeirrt und voller Liebe gehen. Ihr Leben lang!

Darum ist es mir ein Herzensanliegen, das Hundeseniorenhospiz zu unterstützen. Zum einen finanziell, zum anderen mit Wertschätzung und Aufmerksamkeit. So entstand die Idee des Charity-Projekts »Hundherum Heldenhaft«.

Gemeinsam mit den Autorinnen und Autoren der Schreibgruppe ForumWort und Gastautorinnen, deren Honorar zu hundert Prozent an das Hospiz gespendet wird, und Ursula Strüwer vom Mariposa Verlag haben wir den tierischen Helden unseres Alltags Geschichten gewidmet. Geschichten, die bleiben, genau wie Erinnerungen!

Ich wünsche mir von ganzem Herzen, dass Sie, liebe Leserinnen und Leser, Freude an unseren Erzählungen haben und auch Stevies Geschichte hinaus in die Welt tragen.

Ihre Nicole Pfeiffer

Cheeko

Die Einkaufstaschen hängen schwer an meinen Armen. Nur noch wenige Schritte, durch die Säulen des Frankfurter Tors in die Straße dahinter. Paul steht auf dem Balkon, rauchend, und hebt die Hand mit der Zigarette zum Gruß, in der anderen hält er ein Skript. Ganz in Gedanken versunken stelle ich die Tüten kurz ab, blicke an der Hausfassade hoch. Ich nehme den Mundschutz ab, völlig vergessen hatte ich den. Meine Augen suchen. Suchen, denn ein lautes Bellen schallt aus unserem Haus. Ich kneife die Augen zusammen. Wer kläfft da? Eine leichte Unruhe befällt mich. Déjà vu. Als ich ging, habe ich auch schon ein Bellen gehört. Wo steht ein Fenster, wo eine Balkontür offen, dass dieses Kläffen widerhallen kann, hin und her geworfen zwischen Glas und Stein? Mein Blick schweift bis zum Himmel, das Sonnenlicht flirrt in meinen Augen, die sich automatisch zusammenziehen, als wollten meine Wangen den Augenlidern beim Beschatten helfen. Das Kartoffelhaus nebenan schickt seinen Bratgeruch direkt in meine Nase. Hunger hab ich auch. Greife nach den abgestellten Tüten, überquere die Straße und gehe ins Haus. Dort lehnt Paul schon in der Wohnungstür. Das Hundebellen echot durchs Treppenhaus, hechtet aus den oberen Stockwerken in Wellen nach unten. Es dröhnt in meinen Ohren. Mal heiser, mal fiepsig. Der Ton fährt mir direkt in die Magenkuhle.

»Gib her. Thunfisch?« Paul nimmt die Tüten und trägt sie vor mir her in die Küche. Ich folge durch den Flur. Auf meinem Schlafsofa im Wohnzimmer liegen seine Skripte, auf dem Esstisch auch und auf dem Schreibpult. Bleibt mir fürs Lernen noch der Boden. Er Zivilrecht, ich Strafrecht, so kommen wir nicht durcheinander.

»Thunfisch in Öl? Bäh!« Paul lässt die Dose auf den Tisch fallen. »Lake!« Dann gräbt er sich durch die Tüten, hält meine neuen

Textmarker und die bunten Post-its hoch. »Na, wenn's hilft.« Er knallt beides auf die Anrichte. »Keinen guten Rotwein, keine Oliven?« Er beäugt den Rest: »Kaufst gern billig, was?«

Ich gähne, zu müde für verbales Säbelfechten. »Thunfisch – da hin.« Ich zeige auf die linke untere Schranktür der Anrichte, wo die Konserven stehen. Für jemanden, der dankbar sein kann, dass ich ihn in den letzten vier Wochen vor unserem Staatsexamen auf meiner Couch unterbringe, ist er ganz schön anspruchsvoll. Das Licht muss richtig sein, die Temperatur genau austariert. Sein Lernen dehnte sich aus vom Schlafsofa ins Wohnzimmer, in mein Schlafzimmer, den Flur, die Küche. Er ist überall.

Komm, rede ich mir gut zu. Dein Glück, sonst säßest du hier allein mitten im größten Lernstress, blockiertest dich, gucktest »Stranger Things« auf Netflix und könntest jede Nacht schlechter schlafen vor dem Examen. So habe ich mir einen Antreiber einquartiert. Das hilft. Ich fahre mit meiner Hand unter mein T-Shirt und über den Rücken. Keine Peitschenstriemen zu ertasten – und doch sind sie da.

Paul richtet sich vor mir auf, streckt sein Kinn vor und rollt mit den Augen. »Dieser Kläffer nervt schon den ganzen Tag!«

Wieder halte ich inne, horche. Ja, selbst hier drinnen ist das Bel-len zu hören, fast ohne Unterlass. Wem gehört der Hund, der sich sein Herz aus der Seele bellt? Meins zieht sich zusammen. Etwas stimmt nicht.

»Unglaublich, dass die Leute ihre Köter nicht im Griff haben.« Paul schiebt die Anrichtentür mit dem Fuß zu, die widerborstig noch mal aufgesprungen ist.

»Ich frage mich, wem er gehört.« Nachdenklich lausche ich der Hundetonleiter und gehe im Kopf die Etagen durch. Das Ehepaar neben uns ist es definitiv nicht. Die Familie ganz oben auch nicht. In der dritten vielleicht? Ich schäme mich, weil ich nicht wirklich weiß, wer da wohnt.

»Jedenfalls kann ich so definitiv nicht lernen.« Paul fasst sich

theatralisch an den Kopf. Ich unterdrücke ein Kichern. Manchmal übertreibt er wirklich. »Das untergräbt jede Konzentration.« Die Wut in seiner Stimme ist unüberhörbar und diese schlechten Vibrationen fahren mir unter die Haut.

»Ich geh gucken.« Schon schlägt die Wohnungstür hinter mir zu. Soll er für sich stänkern. Ich marschiere die Treppen hoch, bis ich vor der Wohnung stehe, aus der das Bellen dringt. Klingele. Das Bellen kommt zur Tür, doch sie öffnet sich nicht. Noch einmal drücke ich die Klingel und noch mal und noch mal. Nichts.

»Hallo?«

Niemand antwortet.

Ich klingele an der Tür nebenan. Ein Mann im Bademantel öffnet mürrisch die Tür, soweit die kleine Kette innen es hergibt. Kalter Rauch schlägt mir entgegen. »Sagen Sie, wissen Sie, wem der Hund gehört? Er bellt schon den ganzen Tag.«

»Die Töle. Na, der alten Kirchhof. Isse nicht da? Die ist doch immer da. Ansonsten haben die Papenburgs den Schlüssel.« Er weist mit dem Daumen nach oben.

Da klackt die Tür schon wieder ins Schloss. Gerade will ich die Treppe hinauf, da schaut von oben eine Frau über das Geländer.

»Sind Sie Frau Papenburg?« Sie nickt. »Frau Kirchhofs Hund bellt schon den ganzen Tag. Wir sollten nachschauen, ob mit der alten Dame alles in Ordnung ist.« Sie runzelt die Stirn, kommt dann aber doch in rosafarbenen Stoffschlappen mit dem Schlüssel heruntergeschlufft, um die Wohnung zu öffnen. Ein hübscher rotbrauner Cockerspaniel schießt uns entgegen und umrundet uns ein ums andere Mal. Erschrocken weiche ich zurück. Aber er scheint lieb zu sein. Jedenfalls hält Frau Papenburg ihm beruhigend die Hand entgegen.

»Braver Cheeko!« Sie niest heftig. Vorsichtig betreten wir den Flur und schauen in jedes Zimmer.

»Hallo, Frau Kirchhof?« Cheeko läuft schwanzwedelnd vor uns her. Da sehe ich die alte Dame. Sie liegt in ihrem Lehnstuhl im

Wohnzimmer unter einer dicken Decke, schnappt nach Luft, röchelt, immer wieder unterbrochen von einem trockenen Husten. Es ist kaum Bewegung in ihr. Frau Papenburg hilft ihr, sich aufzurichten, und tätschelt ihre Hand. Ich ziehe schnell das Handy aus der Hosentasche und wähle den Notruf. Meine Füße wollen nicht still warten, sie laufen auf und ab und dann in die Küche. Mit einem Glas Wasser komme ich zurück. Die Nachbarin und ich rücken Stühle heran und sitzen bei Frau Kirchhof. »Gleich kommt Hilfe«, sagt Frau Papenburg. Ich beiße mir auf die Zunge, um nicht zu klugscheißen, dass in Deutschland der Rettungswagen 15 Minuten benötigt. Nur Cheeko weiß genau, was sein Frauchen braucht, legt seinen Kopf auf ihr Knie und schaut sie so lieb an, dass sich ihr Atem beruhigt. Schließlich kommen die Sanitäter und nehmen die alte Dame mit. Reden kann sie nicht. Zum Abschied hebt sie die Hand und zeigt mit einer fahrigen Bewegung auf Cheeko.

»Ach herrje, den muss jemand nehmen. Sie sind jung, tun Sie das. Ich habe eine Hundehaarallergie.« Frau Papenburg niest nachdrücklich. Dann dreht sie mir den Rücken zu und eilt nach oben in ihre Wohnung.

Ich? Einen Hund? Cheeko hat aufgehört zu bellen und schaut mich vermutlich ebenso ratlos an wie ich ihn. Als ich in die Hocke gehe, kommt er mit wedelndem Schwanz angelaufen und schnuppert an mir. Ich kraule ihn hinter seinen süßen Schlappohren und wundere mich, wie weich so ein Fell sein kann. Selbst ich werde sofort ruhiger dadurch. »Kluger Cheeko, hast du Hilfe für dein Frauchen geholt!« Sieht aus, als würden wir klar kommen. Ist ja sicher nur für ein paar Tage. Im Flur findet sich die Leine; Futter und Fressnapf klemme ich mir unter den Arm. Cheeko springt fröhlich vor der Tür auf und ab. Er kann es wohl nicht erwarten rauszukommen. Ich leine ihn an und öffne die Tür. Schon läuft er los und zieht mich hinter sich her. So schnell ist er, dass ich fast stürze auf der Treppe. »Wow, wow, immer langsam, Kleiner!«

Vor meiner Wohnungstür halte ich den Hund fest und klingele mit dem Ellbogen. »Wir haben einen neuen Mitbewohner.« Vollbepackt dränge ich mich an einem verdatterten Paul vorbei in die Küche. Als ich mich wieder umdrehe, steht er in der Tür, die Hände in die Hüften gestützt. Cheeko wuselt freundlich um ihn herum.

»Was soll das? Eins ist wohl klar: Der Hund kann hier nicht bleiben. Wie willst du dich aufs Examen vorbereiten?«

Fast antworte ich »Ob ich einen oder zwei Männer hier unterbringe, ist doch auch egal« – aber das verkneife ich mir.

»Es muss irgendwie gehen. Er kann sonst nirgendwo hin. Sein Frauchen ist im Krankenhaus.«

»Ich kann so nicht lernen.«

»Sei nicht albern, Paul. Er frisst, schläft und wir gehen mit ihm spazieren, das ist doch kein großes Ding!«

Paul schaut mich an, als wäre ich Frankenstein oder jedenfalls völlig übergeschnappt. Demonstrativ verschränke ich meine Arme: »Was schlägst du vor?« So langsam geht mir diese kapriziöse Art gewaltig auf den Senkel. Meckern ist einfach. Aber wo bleibt die Alternative?

»Ich oder er!«

Stumm starre ich Paul an. Dann passiert es. Es blubbert von ganz tief unten in mir herauf und entlädt sich in einer gewaltigen Lachsalve.

»Ich schlafe ab jetzt bei Ingo!« Pauls Rucksack ist schnell gepackt.

Cheeko und ich schauen ihm vom Balkon aus nach. Als wir ihn nicht mehr sehen können, erkundet Cheeko die Wohnung und macht schließlich Halt vor der Wohnungstür. Kein Wunder. Er muss sicher dringend raus. Also drehen wir eine Runde. Dann setze ich mich zum ersten Mal seit längerer Zeit wieder an den Schreibtisch und lerne das Eigentümer-Besitzer-Verhältnis, kurz EBV. Es ist wirklich kompliziert, aber immer, wenn ich aufgeben

will, ist da Cheeko, stupst mich an, reibt seine Schnauze an meinem Bein und schaut mich so lieb an, dass ich seufze und weitermache. Er hat ja recht. Abends auf dem Sofa bei »Stranger Things« liegt er auf meinem Schoß und manchmal schnorchelt er weg, manchmal ich. In aller Wärme und als hätten wir schon zu allen Zeiten so gelegen. Wenn die Last des BGB mich morgens nicht aufstehen lässt, kitzelt sein Atem mich an der Nase, bis ich dem Tag ins Antlitz sehen kann. Wie gut wir es haben! Wie gut auch im Vergleich zu der armen Frau Kirchhof, die immer noch mit Covid kämpft, wie Frau Papenburg mir berichtet hat. Aus einer Woche werden zwei.



Eines Tages steht Paul wieder mit seinem Rucksack vor der Tür. Ingo und er, das hat nicht gut funktioniert. Er riecht nach Rauch und Whiskey und einem femininen Deo, das ich nicht kenne und niemals tragen würde. Gerade will ich ihn hereinbitten, da kommt Cheeko angeflitzt. Er fletscht die Zähne und schlägt so laut an, wie ich es noch nie gehört habe. Nichts kann ihn beruhigen, kein Leckerli, kein Streicheln, kein Flehen. Und schon gar nicht Paul. Er

ist zum Hütehund mutiert und lässt Paul nicht einen Schritt über die Schwelle. Irgendwann geben wir auf. Soll Paul doch bei der Deo-Frau unterkommen, denke ich schließlich und zucke mit den Schultern. Endlich geht Paul und ich schließe die Tür hinter ihm.

Drei Tage später schickt er mir eine Nachricht: »Hi, liege mit Covid im Krankenhaus. – Du hast eine feine Art, Leute im Stich zu lassen.«

Da begreife ich auf einen Schlag. »Cheeko!« Zwei Schlappohren kommen um die Ecke gesaust. Ich gehe in die Knie und nehme ihn fest in den Arm. »Du kluge Nase – hast nicht nur mein Examen gerettet, sondern auch noch mich.«

Ulrich Conrad

Ein barpfotiger Lehrmeister

Endlich ist der Carolafelsen erreicht. Schnell etwas trinken und auch für Rex etwas Wasser aus dem Rucksack holen. Bei dieser Hitze hätte ich die Wanderung lieber verschieben sollen, aber der wolkenlose Himmel belohnt mit einer herrlichen Sicht. Rex hechelt unaufhörlich. »Sei froh, dass du so ein helles Fell hast. Mit schwarzen Haaren, wie ich sie habe, wäre dir noch wärmer.«

Die Aussicht über Wald und Tafelberge ist fantastisch, aber der Rucksack schwer. Er wird gleich leichter, denn Rex und ich brauchen eine Erfrischung. Die Trinkschale meines geliebten Golden Retrievers platziere ich neben mir, da steht er auch schon voller Erwartung an meiner Seite. Seine Zunge hängt weit herab. Klar, dass er Durst hat, den habe ich auch.

»Hier Rex, das ist für dich.« Voller Energie hat er mich bis hier oben begleitet und sein mitgebrachtes Wasser redlich verdient. Als er zu trinken aufhört, streichle ich ihm zufrieden sein Fell.

Ich weiß ja, wie sehr er das genießt. »Bist ein ganz Guter, Rex. Der beste Rex, den ich kenne.«

Der Aussichtspunkt bietet ideale Bedingungen, sich ein wenig hinzulegen und zu verschlafen. Ein leichter Wind weht zwischen verkrüppelten Kiefern und jungen Birken hindurch, es reizt mich, meine schweren Wanderstiefel auszuziehen und die Luft an meine überhitzten Füße zu lassen.

Gedacht, getan. Mit Blick in die Baumwipfel lege ich mich auf den Boden und spüre den Wind zwischen den Zehen, bis Rex an ihnen leckt.

»Nein, Rex, das kitzelt!«

Nur einen Moment schaue ich auf, dann lässt er mich in Ruhe. Mit geschlossenen Augen lausche ich dem Vogelgezwitscher und dem Rauschen des Windes in den Blättern der Bäume. Sicher ruht sich Rex auch aus.

»Entschuldigung. Brauchen Sie Ihre Schuhe nicht mehr?«, höre ich eine Männerstimme fragen.

Ich richte mich auf. Rex knabbert auf einem herum, als wäre es ein Kauknochen.

»Nein, Rex!«, rufe ich.

Er schaut kurz auf, doch es scheint ihm zu schmecken.

Ich erhebe mich von meinem Lager, bedanke mich bei dem Herrn, der ein paar Schritte weiter den Blick in die Ferne genießt, und versuche Rex seine Beute abzunehmen.

»Aus!«, rufe ich, doch er ignoriert das.

Abseits des Aussichtspunkts rennt er munter mit meinem rechten Schuh in der Schnauze ins Unterholz. Wie soll ich ihm barfuß dorthin folgen?

»Rex!«, rufe ich. »Hierher!«

Sein Spieltrieb ist jedoch größer als sein Gehorsam. Ich sollte nochmal mit ihm zur Hundeschule gehen.

Mühsam tasten sich meine Füße am Rande des Unterholzes über die Felsen. Von Wind und Wetter ist dieser so glatt geschmirelt,

dass ich darauf gut gehen kann, aber zwischen die Erikaheide zu treten, ist sicher unangenehm. Allmählich werde ich ungeduldig. »Komm endlich her, Rex!«

Mein treuer Gefährte hält das Ganze offenbar tatsächlich für ein Spiel. Bedenklich nah tritt er an den Abgrund heran. Wenn er da runterfällt, ist es um ihn geschehen.

Sicherheitshalber werde ich strenger. »Rex, aus!« Er sieht mich an, als wollte er fragen, ob ich nun mitspielen will oder nicht.

Ich will es nicht. »Aus, Rex! Hierher!«

Jetzt beendet er das Spiel und lässt den Schuh fallen. Dort, wo er gerade ist, mitten ins Heidekraut.

Wie komme ich da hin? Barfuß über diesen Bodenbewuchs?

»Soll ich Ihnen den Schuh holen«, fragt mich der nette Wanderer, der mich geweckt hat, »oder zerfleischt mich Ihr Liebling dann?«

»Oh, das wäre ganz wunderbar, wenn Sie das täten. Keine Sorge, er beißt nicht.«

Mutig tritt er an Rex heran, doch so hatte es sich mein Vierbeiner nicht vorgestellt. Für mich hatte er den Schuh losgelassen, aber nicht für einen Fremden. Sofort schnappt er sich seine Beute wieder, dreht sich um, fest entschlossen wegzulaufen, doch da steht er auch schon vor dem Abgrund. Dieser unerwartete Blick in die Tiefe wird ihn erschreckt haben. Wie angewurzelt bleibt er stehen, aber der Schuh fliegt in hohem Bogen die Felswand hinunter!

»Rex!«, schimpfe ich. »Was hast du da angerichtet? Wie soll ich denn jetzt weiterkommen?«

Der Fremde sieht in die Tiefe. »Tja, das tut mir leid, aber von da kann ich Ihnen Ihren Stiefel nicht mehr holen.«

»Oh Gott, was mache ich denn jetzt? – Rex, war das wirklich nötig?«

Mit eingezogenem Schwanz kommt der Schlingel auf mich zu. Er hat begriffen, was er falsch gemacht hat, aber ändern kann es niemand mehr.

»Ich habe keine Ahnung, wie ich Ihnen noch helfen könnte. Sollen wir die Bergwacht rufen? Aber das wird teuer.«

Das fehlt gerade noch. »Nein, danke. Ich werde schon irgendwie klarkommen.«

»Na, wie Sie meinen.« Dann verabschiedet sich mein verhinderter Helfer, nicht ohne mir noch viel Glück zu wünschen.

»Rex, da hast du mir was Schönes eingebrockt!«

Seine treuen Augen schauen mich an. Wie soll man ihm da noch böse sein? Der verbliebene Schuh nützt mir nichts mehr. Mit einem einzigen zu humpeln, wäre noch mühsamer. Ich binde ihn an den Rucksack und werde ihn später zu Hause wegwerfen.

Soll ich den Abstieg auf Socken versuchen? Die wären bestimmt nach wenigen hundert Metern durch. Das wäre sinnlos, also stecke ich sie ein. Mein Blick fällt über den ausgedehnten Fichtenwald ins Kirnitzschtal. Bis zum Auto ist es weit. Werde ich das schaffen, ohne mir die Fußsohlen zu verletzen? Es bleibt mir nichts übrig, als es auszuprobieren.

Die ersten Schritte auf dem Gipfelplateau sind kein Problem. Überall ist glatt geschliffener Fels. Auf dem Abstieg kommen Holzstufen und feiner Sand hinzu. Auf die vielen Baumwurzeln muss ich achten, um mir nicht die Zehen anzuschlagen.

Rex will vorankommen, doch ich muss vorsichtig sein. So schnell wie sonst geht es bei mir nicht. Ein Blick zu Rex und schon trete ich auf einen unangenehmen Ast.

»Aua!«

Sofort ist er zur Stelle. Er schnuppert an meinen Füßen, als wunderte er sich, warum sie heute nicht in Schuhen verborgen sind, dabei weiß er es ganz genau. Ob er ein schlechtes Gewissen hat? Besorgt untersuche ich meine Fußsohle. Nein, es ist nichts zu sehen, es tat nur etwas weh. Rex hält sich dicht an meiner Seite. Angesichts der Abgründe neben uns ist das auch besser. An einer besonders engen Stelle tritt er mir auf den Fuß.

»Rex! Der untere ist meiner!«

Na, egal. So schlimm war das nicht, schließlich ist er auch barfuß. Tja, er ist immer barfuß. Ich aber kann mir gar nicht vorstellen, wie ich nachher die geschotterte Forststraße bewältigen soll, auf der wir kamen. Was habe ich ihm eigentlich damit angetan? Mir fällt ein, dass er meist neben dem Weg auf dem Gras lief.

Am Wanderweg durch die Wilde Hölle will er unbedingt weiter nach oben gehen. Für den Rückweg ist es ihm zu früh. Ein Abstecher zur Aussicht am Heringsgrund ist gar nicht weit und lohnt sich immer. Der Sandboden bereitet kaum Schwierigkeiten. Sollte ich vielleicht den Abstieg am Fienstein nutzen? Das ist zwar weiter, aber ich erspare uns die steinige Forststraße. Ja, das mache ich jetzt. Am Reitsteig öffnet sich ein herrlicher Blick über den Heringsgrund, die Tafelberge und das Elbtal, bis hin nach Tschechien. Rex, du hattest recht. Hierauf zu verzichten, wäre unsinnig gewesen, zumal es wirklich nicht weit war.

»Nanu? Haben Sie keine Schuhe?«, fragt mich eine junge Frau.

»Die hatte ich vorhin bei einer Rast ausgezogen, dann hat mein Hund einen in den Abgrund geschleudert!«

»Echt? Krass! Kommen Sie denn so klar?«

»Besser, als ich dachte. Der Felsen ist angenehm, leicht rau, aber nicht kantig und im Wald ist viel Sand.«

»Na, dann: viel Glück.«

Das kann ich sicher noch gebrauchen.

Es geht hinunter zum Fiensteinflössel, der einzigen Quelle am Weg. Es ist zwar kein Trinkwasser, aber es erfrischt die Füße. Okay, Rex kann davon trinken, es ist nur etwas sandig. Ich gönne ihm die Erfrischung.

Über hunderte Holzstufen führt der Weg weiter hinab. Sie sind krumm und schief, die Abstände unterschiedlich, ich muss mächtig aufpassen, während Rex flotten Schrittes jede Hürde meistert.

Zum Glück komme ich auch recht gut klar. Oft sind es nur Baumwurzeln, die eine Stufe ergeben, aber nirgends sind Schotter oder Dornen.

Unterhalb der senkrechten Felsen der Affensteine geht es annähernd waagrecht durch den Wald. Sand, Wurzeln und von unzähligen Wanderschuhen geschliffene Felsen ergeben immer wieder neue Abwechslungen. Ich fühle mich leicht! Der Verzicht auf die schweren Stiefel erscheint mir schon fast als Erholung.

An einer Verzweigung verraten mir Wegweiser, dass es links und rechts hinunter zum Parkplatz geht, der rechte Weg ist kürzer, doch das schaue ich mir lieber auf der Karte an. Tatsächlich! Er führt über die Forststraße. Nein, wir gehen links. Der Weg ist ausgesprochen angenehm und ich hoffe, Schotterstrecken vermeiden zu können. Bald erreichen wir den Bloßstock, jene senkrechte Felswand am nördlichsten Punkt der Affensteine. Durch Erosion entstand darunter feinsten Sand, der mich bei jedem Schritt einsinken lässt wie in den Dünen der Ostsee.

Wanderer kommen mit dicken Stiefeln entgegen. Denen entgeht etwas. Einer von ihnen spricht mich an. »Barfuß? Geht das?«

»Erstaunlich gut geht das. Hier fühlt sich der Boden an wie am Strand.«

Er sieht sich um. »Ja, da haben Sie sicher recht und Barfußlaufen ist ja gesund.«

Nun muss ich die Schotterstraße überqueren. Noch nie hatte ich beobachtet, dass auch Rex an solchen Stellen genauer schaut, doch er findet sofort den richtigen Weg für seine Pfoten.

Ich taste mich vorsichtig voran. Die wenigen Schritte sind unangenehm, aber letzten Endes kein Problem.

Unglaublich, wie sandig und angenehm der Waldboden auf dem anschließenden Weg ist. Die Nadeln der Bäume bilden einen weichen Teppich. Keine einzige schafft es, mich zu piken. Am liebsten würde ich noch eine Runde anhängen. Rex stromert durchs Unterholz. Wo ist er hin?

»Rex!«, rufe ich, da kommt er plötzlich mit einem alten Schuh in der Schnauze. Leider ist es nicht meiner.

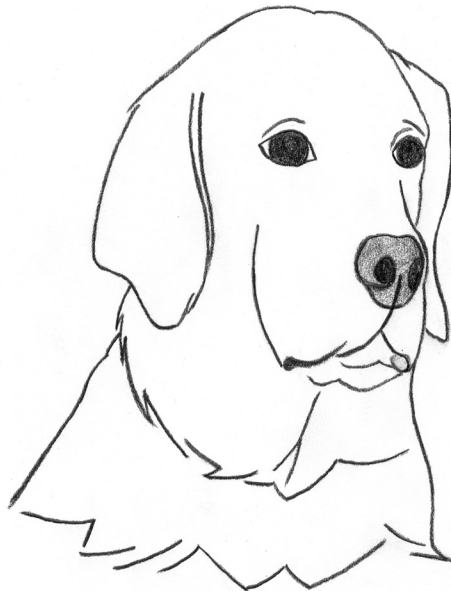
Ob der auf ähnliche Art in die Landschaft geriet? Bereits halb

verrottet nützt er mir allerdings nichts. »Na, du bist ja ein Held, Rex. Hast mir einen Ersatzschuh besorgt.« Zur Belohnung gebe ich ihm ein Leckerli.

Auf fast ebenem Weg geht es auf das Kirnitzschtal zu, dann immer steiler abwärts über unzählige Stufen aus Baumwurzeln. Probleme habe ich keine.

Auf den letzten hundert Metern kann ich die Forststraße nicht vermeiden. Vorsichtig meine Schritte setzend, bin ich kurz darauf am Wasser der Kirnitzsch und tauche meine Füße ins kühle Nass. Verletzt habe ich mich nicht, stattdessen bin ich um eine Erfahrung reicher. »Mensch, Rex, du machst vielleicht Sachen. Das war ein richtig tolles Erlebnis. Ohne dich hätte ich so was nie ausprobiert.«

Mein Ärger ist längst verraucht. Froh, wieder am Parkplatz zu sein, knuddle ich meinen treuen Begleiter erstmal, als Dank für das neue Laufgefühl, das er mir vermittelt hat. Nächstes Mal werde ich wieder ein Stück barfuß gehen, dann aber mit zwei Schuhen im Rucksack.



Die Brücke

Es ist Freitag, mein Glückstag. Ich sitze hibbelig im Kofferraum des grauen Autos, das Petra über die kurvigen Straßen lenkt. Wir halten an einer eingezäunten Wiese am Stadtrand von München, weit ab vom rummeligen Zentrum mit seinen Touristenströmen. Groß wie ein Fußballfeld, ein sattgrünes Gegenüber zum weiß-blauen Bayernhimmel, umschlossen von Bäumen und Feldern. Nur Traktoren dröhnen ab und zu über den angrenzenden Acker und lassen die Stille zerbersten. Hier werde ich ihn wiedersehen. Bei dem Gedanken hüpfert mein Herz – denn ich liebe Herausforderungen.

Geschmeidig wie Mischlingshunde meines Kalibers nun mal sind, springe ich aus dem Auto. Die Luft duftet nach frisch gemähtem Gras. Von der Wiese schallt ein »Los, ran!« und ein »Jawohl, Hopp!« herüber. Aber die bunten Hindernisse, die dort aufgestellt sind und über die meine Hundekollegen zusammen mit ihren Kindern hinwegfegen, interessieren mich nicht. Ich scanne die Umgebung ab auf der Suche nach Martin und entdecke ihn weit entfernt vom Trainingsplatz. Auf den ersten Blick sieht Martin aus wie ein gewöhnlicher neunjähriger Menschenjunge. Ein moppeliger Michel aus Lönneberga mit blondem Schopf und Sommersprossen auf der knöcheligen Nase. Bei unserem ersten Treffen bemerkte ich sofort, etwas stimmte nicht mit ihm. Er verzog keine Miene, als er mir gegenüberstand. Normalerweise rutschen die Mundwinkel von Kindern nach oben, wenn sie mich kennenlernen. Dann vergraben sie ihre Patschehände in meinem schwarz-weißen Fell und quieken vergnügt. So zeigen die Menschen ihre Freude, fehlt ihnen doch der Schwanz. Zuerst glaubte ich, etwas ginge auch in Martin vor, als er mich mit seinen hervortretenden Glubschaugen fixierte. Doch sein Blick glitt durch meinen Körper hindurch. Enttäuschung durchströmte mich. Der Junge war nicht da. Und so etwas

beleidigt einen ausgebildeten Therapiehund. Aber ich beschloss, ihm noch eine Chance zu geben.

»Shirka, warte!«, höre ich Petra rufen. Ich reagiere nicht darauf und trabe hinüber zu dem seltsamen Jungen, der auf einem Stein am Rand des Übungsplatzes hockt. Kurz bevor ich ihn erreiche, bleibe ich stehen. Er hält den Blick auf den Boden gesenkt, doch eine kleine Bewegung seines Kopfes verrät mir, er hat mich bemerkt. Seine Hände zucken. Ich komme langsam näher. Stoppe. Noch immer reagiert er nicht direkt, trotzdem spüre ich: Diesmal ignoriert er meine Anwesenheit nicht. Martin beobachtet mich, auch wenn er das zu verbergen versucht. Aber warum bloß? Soll ich ihn mal anbellern? Nein, vermutlich würde er sich erschrecken. Also taste ich mich Zentimeter für Zentimeter voran, bis meine Fellschnauze seine Hände berührt. Ich stupse ihn an. War da etwa der Anflug eines Lächelns auf seinen Lippen?

»Möchtest du Shirka mal durch den Parcours führen?« Petra war unbemerkt zu uns getreten. Seltsam, normalerweise registriere ich sofort, wenn jemand von hinten an mich heranschleicht. Martin macht mich nervös, obwohl ich nicht genau erklären kann, woran das liegt. Ich beobachte sein Gesicht. Es scheint eingefroren. Nur seine großen Augen treten noch weiter hervor als üblich. Warum sagt er denn nichts? Ich gebe ein fiependes Geräusch von mir, wedle mit dem Schwanz und tapse einige Schritte zurück und wieder vor.

»Komm Shirka, Martin möchte heute nicht mit dir üben. Vielleicht ein andermal.« Meine Menschin wendet sich zum Gehen, als der kleine Kerl unvermittelt von dem Stein aufspringt. Seine Lippen sind leicht geöffnet, doch noch immer verlässt sie kein Wort. Zum Glück versteht auch Petra diese Geste nun als »ja«. Sie kramt in ihrer Bauchtasche. Der Geruch von saftigen Wienern und Emmentaler strömt mir entgegen.

»Steck das ein«, sagt sie und übergibt ihm eine Handvoll Leckereien. »Und das hier nimmst du in die Faust.« Sie reicht ihm

ein einzelnes Stückchen Wiener und schließt Martins Finger darum. »Shirka, du gehst mit Martin.« Als ob man mir das sagen müsste. Ich weiß doch, was hier läuft. Schließlich bin ich der eigentliche Therapeut.

Martins Hand zittert, als er mit der kleinen Faust, in der er das Wienerchen versteckt, vor meiner Schnauze herumwedelt. Er scheint aufgeregt vor unserem ersten gemeinsamen Lauf durch den Parcours. Na los, beeilen wir uns! Den anderen Teams werden wir es zeigen.

Martin marschiert zögerlich mit mir zum Start. Das ändert sich auch nicht, als ich ein motiviertes Bellen von mir gebe. Den Parcours kennt er, schließlich hat er lange genug zugesehen. Trotzdem schaut er nun drein, als wüsste er nicht, wo es langgeht. Ich setze mich geduldig hin und sehe ihn erwartungsvoll an. Er hält die Futterhand so nah an mein Gesicht, bis er mich berührt.

Ja, ja, ich komme schon mit, will ich ihn ermutigen. Ich rieche die Wurst! So was wittere ich zwei Kilometer gegen den Wind. Sich schräg zu mir nach unten beugend trottet der Junge los, damit er weiter die Hand, wie dem Esel die Karotte, vor meine Nase halten kann. So werden wir den Parcours im Schneckentempo durchlaufen.

Ich trabe ganz nahe bei Martin, meine Schulter berührt seine Hüfte, und ich sehe ihm tief in die Augen. Endlich versteht er und konzentriert sich. Martin rennt los. Wie ein Skifahrer kurven wir im Team um die feuerwehrröten Slalomtore. Es folgt der gemeinsame Ritt über die dottergelben Hürden. Dann passieren wir zusammen das Zieltor. Ein guter Lauf, aber eine Sache kam mir höchst seltsam vor. Etwas war anders als bei jedem anderen Kind, mit dem ich in meiner Karriere als Therapiehund Hindernisse absolvierte. Während Martin verhalten meinen Kopf tätschelt, fällt es mir ein: kein »Komm«, kein »Ran. Los, ran!« oder »Hopp«. Nicht ein einziger Befehl war während der gesamten Übung gefallen. Martin spricht nicht.

Sechs Monate später

Ein Freitag. Immer noch mein Lieblingstag. Ich sitze wieder hinten im Auto und stecke meine Nase in den Luftstrom, der durch das einen Spalt breit geöffnete Fenster hereinfließt. Die Luft riecht nach Herbst, modrig mit der Würze von Pilzen und einem Hauch von Nebel. Wenn der erste Schnee fällt, bekomme ich meine wohlverdiente Winterpause. Jeder gute Therapiehund muss irgendwann seine Batterien aufladen. Der Gedanke jagt mir einen Freundschauder über den Rücken und versetzt mir gleichzeitig einen Stich. Ich werde Martin vermissen. Meine Menschin Petra redet viel mit ihm. Und der Junge antwortet niemals. Jedenfalls nicht mit Worten. Dabei ist er keineswegs stumm. Er spricht mit seinen Augen, mit seiner Körperhaltung, mit kleinen Gesten. Ich verstehe, wenn er traurig ist oder sich freut, weil wir den Hindernisparcours am schnellsten bewerkstelligt haben.

Als ich aussteige, stürmen drei Mädchen auf mich zu und beginnen mich zu knuddeln – dabei bin ich gar nicht ihr Therapiehund. Ich suche nach Martin. Wie immer steht er abseits, nahe dem Vereinsheim der Hundesportler.

»Wollt ihr beiden vielleicht eine Runde spazieren gehen?«, fragt Petra, an meinen Patienten gewandt. »Dann werden eure Muskeln schon mal ein bisschen warm. Den Parcours könnt ihr nachher laufen«, erklärt sie unnötigerweise – Martin hat längst zugestimmt, wenn auch ohne ein Nicken und ohne etwas zu sagen. Seine Augen leuchten. Er schnappt sich die Leine, die Petra ihm hält, und wir ziehen zu zweit los.

Eine hauchdünne Eisschicht spannt sich über die Pfützen, die den kleinen Feldweg durchlöchern wie Schweizer Käse. Ich laufe im Slalom drumherum und schleife Martin hinterher, mit dem ich über meine schwarze Drei-Meter-Leine verbunden bin. In immer gleichem Tempo schlendern wir am Waldrand entlang. Ab und zu höre ich einen Vogel schreien oder ein gläsernes Klirren, weil mein

tollpatschiger Freund in eines der zugefrorenen Wasserlöcher getapst ist. Im Hintergrund liegt das monotone Rauschen der Autos, das von der fernen Bundesstraße herüberweht.

Es fühlt sich wichtig an, heute zusammen diesen Weg zu beschreiten, den Petra uns zuvor noch nie alleine gehen ließ. Martin wirkt nachdenklich. Vielleicht konzentriert er sich darauf, die Abzweigung zurück zum Trainingsgelände zu finden. Dabei kann er sich ganz auf mich verlassen. Die Strecke würde ich sogar im Schlaf bewältigen.

»Mama ist tot.« Es dauert einige Augenblicke, bis ich begreife, diese Worte habe ich nicht gedacht. Woher sollte ich das wissen? Gibt der Satz doch Antwort auf die Frage, die ich mir seit einem halben Jahr stelle. Ich stoppe meine Schritte und blicke zu Martin zurück. Er starrt auf den Boden, läuft unbeirrt voran und erzählt weiter. Ich warte, bis er neben mir geht; klebe nah an seinem linken Bein. Als ich nach oben schaue, streicht mein Kopf seine Finger. »Sie war schlimm krank, sagt mein Papa. Deshalb hat sie so viel geweint und wollte meistens alleine sein.« Martin vergräbt seine linke Hand in meinem Fell. Ich höre aufmerksam zu. »Das Wasser in der Badewanne war ganz rot.« Der Junge drosselt unser Tempo. Was hat deine Mama mit einer Badewanne zu tun?, möchte ich fragen. Martin zögert. »Rot von ihrem Blut. Sie hat sich mit einer Rasierklinge geschnitten. Mama, Mama! Ich habe sie angeschrien. Die ganze Zeit. Mama!« Martins Herzschlag beschleunigt sich und mein Puls schießt ebenso in die Höhe. »Aber sie hat nicht geantwortet. Sie war schon tot.« Dich trifft keine Schuld, Martin, würde ich gerne antworten. Stattdessen laufe ich vor seine Füße, sodass er stehen bleiben muss. Ich stupse ihn an, bis er sich wieder nach unten beugt und seine Arme um meinen Hals schlingt. Ein guter Therapiehund spricht ohne Worte.

In perfektem »Bei Fuß« laufen wir über den Parkplatz und auf das Hundesportgelände, bis zu Petra, die am Rand der Wiese steht. »Ihr wart aber lange unterwegs. Habt ihr noch Kraft

für den Parcours?«, fragt sie. »Ja«, antwortet Martin. Wie viel Begeisterung ein einziges, kleines Wort hervorrufen kann – zumindest, wenn es aus Martins Mund kommt. Zuerst zieht Petra seltsame Grimassen vor Erstaunen, dann strahlen ihre Augen und die Mundwinkel schwingen zu einem breiten Grinsen nach oben. Während Martin und ich auf Petras Geheiß zu den Hürden, Reifen und Tunneln hinüberrennen, geraten die großen Menschen auf dem Platz vollkommen aus dem Häuschen. Martin und ich ignorieren das Gerede, obwohl wir wissen, sie sprechen über uns, und sausen durch den Parcours. Befehle brauchen wir dazu weiterhin keine. Aber es läuft diesmal ein freudiges Prickeln von meiner Schnauze bis in die Pfoten.



Inspiration für die Geschichte ist das Projekt »Hunde bauen Brücken« der Heilpädagogischen Tagesstätte der Inselhauskinder- und Jugendhilfe im oberbayerischen Wolfratshausen. Mehr Informationen: hsf-koenigsdorf.de/hunde-bauen-bruecken-hbb

Familie Kuchenbahn feiert Geburtstag

Nur noch eine halbe Stunde. Dann kommen die ersten Gäste. Ich stelle die bunte Holzsehbahn mit den aufgesetzten Kerzen auf die gedeckte Kaffeetafel und will gerade zwei Kerzen anzünden, da klingelt es am Gartentor. Reflexartig drehe ich mich um. Mein Blick streift vorbei am wunderschönen Rhododendrongrün und dem Pampasgras. Es ist Papa. Wie immer viel zu früh. Verdammt, ich bin noch gar nicht fertig. Hinter ihm höre ich die Stimme meines Bruders und meiner Schwägerin. Warum macht man eigentlich eine Zeit aus, wenn dann doch jeder kommt, wann er will?

Durchatmen, Sonja, ganz tief durchatmen.

»Luise, der Opa ist da.« Ich mache mich auf den Weg zum Gartentor und höre kleine Trippelschritte hinter mir, da stoße ich fast mit meinem Vater zusammen. »Hallo, Soni. Wir sind schon mal reingekommen. War ja nicht abgeschlossen.« Wie schön, dass ihr schon da seid, möchte ich sagen. Aber man soll ja ehrlich sein, hat mir meine Mutter beigebracht. Also sage ich lieber nichts.

Papa schaut sich um und geht zum Tisch. »Der Rasen hätte auch mal gemäht werden können. Und nur so wenige Luftballons?« Er lässt sich entspannt auf den Stuhl an der Frontseite des Tisches fallen.

»Kannst du die Hunde wegtun? Du weißt doch, Gilles hat Angst.« Es ist die Stimme meiner Schwägerin. Sie wartet in gebührender Entfernung.

Die Hunde wegsperren? Hallo, geht's noch?

»Das sind Hunde aus dem Tierschutz. Alte, kranke Hunde. Die können kaum laufen und Zähne haben die auch keine. Jedenfalls keine spitzen. Die tun doch nichts«, höre ich meinen Bruder sagen.

Wie recht er hat. Ich drehe mich um und sehe meine schnee-weiße Bulldoggendame Perla auf ihrem Liegestuhl in der Sonne

thronen. Gechillt wie immer beobachtet sie ohne Bewegung das Geschehen. Wie sehr ich sie liebe, obwohl sie mir oft solchen Kummer macht. Perla ist eine ehemalige Vermehrerhündin. Wir sind mehr beim Tierarzt als daheim. Aber mich stört das nicht. Ich würde alles für sie tun. Und sie für mich.

Doch Gilles versteckt sich immer noch hinter seiner Mutter und klammert sich fest. Fass!, möchte ich aus Spaß sagen und auch die Oldies Spike und Elvis auf meine Verwandtschaft aufmerksam machen. Doch ich will die Feier nicht gleich zu Beginn eskalieren lassen. »Die tut nichts, Gilles.« Ich gehe zu meiner weißen Schneekugel und streichele sanft über ihren Kopf, will Gilles zeigen, dass er nichts zu befürchten hat, da sehe ich im Augenwinkel einen braunen Schatten an mir vorbeischießen. Elvis. Der hat doch gerade noch mit Luise auf dem Rasen gespielt? Jetzt hat er die Neuankömmlinge entdeckt und rennt auf Gilles zu. Er spürt sofort, wenn jemand Angst hat. Ich ahne Schlimmes. Gilles reißt die Arme hoch.

Doch der Jüngste unserer Rentnerbande stürmt an dem schreienden Kind vorbei zur Gartenpforte. Andauerndes Bellen verrät, wer jetzt kommt: meine Schwiegereltern.

»Hallo Soniiii!« Küsschen rechts, Küsschen links.

Elvis ist wieder abgedreht und steht jetzt zwischen mir und der Kaffeetafel. Er hat alles im Blick, schaut, ob irgendeiner etwas Leckeres für ihn mitgebracht hat oder vielleicht schon etwas Essbares auf dem Tisch steht. Nichts! Okay, dann wird gebellt. Ununterbrochen. Während meine Schwiegereltern Luise betütteln und mit Geschenken überhäufen.

»Elvis, aus! Jetzt sei doch mal still. Da wird man ja taub.« Papa versucht das dicke bellende Fellmonster zu beruhigen. Ohne Erfolg.

In der Zwischenzeit hat sich Gilles auf einen Hochlehner am Kaffeetisch gerettet. Doch leider hat er da einen winzigkleinen Fehler gemacht. Denn dieser Stuhl gehört Spike. Spike, der als Senior im

Tierheim abgegeben wurde, bei uns seinen Lebensabend genießt, ist der Chef des Rudels, der Alpharüde. Trotz seines hohen Alters duldet er keine Respektlosigkeit. Und seinen Platz am Tisch zu besetzen, das geht ja mal gar nicht. Er stellt die Vorderpfoten auf die Sitzfläche.

Reflexartig zieht Gilles die Beine an, umklammert sie mit seinen Armen. »Hilfe! Hilfe!« Seine piepsig hohe Stimme animiert Spike nur noch vehementer nachzusetzen. Der Hundeopi wippt wiederholt mit seinem großen Bulldoggenkopf vor und zurück, vor und zurück, vor und zurück – und ich weiß, was jetzt kommt.

Schnell packe ich Gilles unter den Armen. »Komm. Spring!« Angst verleiht Flügel und Gilles segelt regelrecht in meine Arme. Gerade noch rechtzeitig, bevor Spike sich mit seinem Prachtkörper nach oben auf den Stuhl gewippt hat. Zufrieden gibt er ein Brummen von sich und schaut nun auch, was es heute alles so Leckeres zum Kaffee geben wird. Was liebe ich dieses störrische Fellbündel!

»Der Hund gehört aber nicht an den Tisch!« Meine Schwägerin nimmt Gilles auf den Schoß und streicht rhythmisch über seinen Kopf. So wird er nie den Umgang mit Hunden lernen, denke ich.

»Er ist doch nicht am Tisch, nur auf seinem Stuhl. Mensch, Gilles wird acht! Und Perla, Elvis und Spike sind Rentner. Die haben schon gefrühstückt. Die tun keiner Seele was.«

»Hat man ja gerade gesehen.«

Du kannst auch gehen, wenn es dir nicht passt, möchte ich sagen. Ich bin schon total genervt, bevor die Geburtstagsfeier überhaupt begonnen hat, und trete die Flucht an. Ab in die Küche. Mein Blick fällt auf das Schild an unserer Eingangstür: Hier wohnt Familie Kuchenzahn. Wärme breitet sich in meinem Bauch aus und vertreibt den Groll. Kuchenzahn – diesen Namen haben die Bullis bekommen, weil nur ein einzelner abgewetzter Zahn vorn über ihre Lefzen schaut. Knochen zerkleinern sie keine mehr. Aber für Kuchen reicht es noch. Ich muss schmunzeln. In der Küche ist es

ruhig. Nichts zu spüren von Luisas anstehender Geburtstagsfeier zum Zweijährigen. So eine Gartenparty hat doch etwas. Dann hat man die Gäste wenigstens nicht im Haus. Mir entrinnt ein tiefer Atemzug, bevor ich die Kaffeemaschine anschalte. Plötzlich brubbelt es hinter mir. Das kann noch nicht der durchlaufende Kaffee sein. Nein, es ist Elvis. Die Küche ist sein Lieblingsort und endlich bellt er auch nicht mehr. »Ich mag auch keinen Besuch, Dicker«, seufze ich und kraule seine speckigen Falten. Elvis wirft sich in meine streichelnden Hände und genießt jede Minute. Und ich jede Minute mit ihm.

»Ist der Kaffee fertig? Kann ich was helfen?«, fragt Schwiegermutter.

Elvis beginnt sofort mit seiner Kampfansage. Er bellt, als wolle er sagen, haut doch endlich alle ab, ich will mein Frauchen für mich allein. Ihr nervt. Doch keiner versteht seine Sprache. Außer mir, und Spike und Perla, die immer noch draußen im Garten auf ihren Sitzgelegenheiten thronen.

Ich drücke Schwiegermutter die Tortenplatte in die Hand und gehe mit dem Erdbeerkuchen hinterher. Essen beruhigt. Und Kaffee auch. Alles wird gut.

Auch meine Mama ist angekommen und damit ist die Geburtstagsgesellschaft komplett. Als alle am Tisch sitzen, wird Luise ein Ständchen gebracht. Doch die fühlt sich im Kinderhochstuhl sichtlich gefangen. Wir sind halt eine freiheitsliebende Familie. Ich drücke ihr einen dicken Schmatzer auf die Stirn. »Haben will!« Sie streckt die Hände nach dem Geburtstagszug aus. Verdammt, die Kerzen sind noch aus. Gerade als ich das Streichholz anzünde, beschnuppert Elvis Gilles Füße und ... Nein, Elvis. Nicht bellen. Zu spät! Ein alles durchdringendes Kläffen lässt Gilles zusammensucken und die Knie nach oben reißen. Seine Hände an die Tischdecke geklammert, will er sich von dem vermeintlich drohenden Hundemonster wegziehen und reißt die halbe Kaffeetafel vom Tisch. Dabei fällt eine Banane herunter und Perla verlässt ihren

Lieblingsplatz in der Sonne. Bananen sind das Einzige, was die Königin zum Aufstehen motiviert. Ich sehe ihren bezaubernden Wackelarsch über die Terrasse ziehen. Sie schnappt sich die Banane und ist weg. Und Elvis? Der drückt seine Schnute in die herabgestürzte Torte. Den Erdbeerkuchen hat Papa zum Glück gerettet.

»Elvis, nein, nicht die Torte!« Mein Mann zieht ihn am Halsband zurück, doch Elvis' breite Schnute steckt schon mittendrin.

»Nein. Nicht!«

Elvis bleibt unbeeindruckt, schaut nur kurz auf, schmatzt und schüttelt sich. Die Hälfte der Sahne klebt jetzt an den Klamotten der Gäste. Ich muss mich zusammenreißen, um nicht zu lachen. Herrlich. Ein Bild für die Götter.

»Elvis, du Schlawiner. So geht das aber nicht.« Betont entsetzt schüttelte ich mit dem Kopf. Dann hole ich pflichtbewusst die Küchenrolle und will ihm gerade die Schnauze abwischen, dabei ernte ich fassungslose Blicke. »Gib schon her!« Schwiegermutter trocknet Gilles Tränen, den Tisch und reinigt, so gut es geht, die verklebten Klamotten. »Du und die Hunde!« Sie schüttelt zur Bekräftigung ihrer Worte den Kopf.

Ja, ich und die Hunde, denke ich, während wir gemeinsam die Kaffeetafel wieder eindecken, den ersten Schluck Kaffee trinken und langsam im Hier und Jetzt ankommen. Ich liebe meine Hunde – und meine Familie. Und meine Hunde sind Familie. »Kommt doch das nächste Mal bitte pünktlich um 15 Uhr. Dann wird es für alle entspannter.« Mein Mann zwinkert mir zu, während Perlchen in der Sonne schlummert und Spike auf seinem Stuhl die Lage im Blick behält. Lange wird das nicht mehr klappen, schmunzele ich. Denn ihm fallen die Augen zu und sein Dickkopf sackt immer wieder nach unten. So viel Anstrengung und Trubel ist nichts für einen Hundeopi. Und Elvis, der ...

»Wo ist Elvis?«, frage ich aufgeregt? Kein Bellen verheißt nichts Gutes. Wenn es zu ruhig wird in unserem Garten, liegt Gefahr in der Luft. Das ist wie bei kleinen Kindern.

Ich finde ihn in der Küche, mit einem Teil des Fisches, den es heute zum Abendessen geben soll, im Maul.

»Lass es dir schmecken, Dicki.«

Egal, wie viel Stress, Nerven und Geld meine geliebten Hunde kosten: Ein Blick von ihnen, ein Schnarchen oder ein liebevoller Umrempler genügen und ich vergrabe mein Gesicht in ihrem Fell, atme tief ein und bin der glücklichste und dankbarste Mensch auf der Welt.

